



*Wilhelm Jerichow*

**Eine Kindesmörderin  
vor den Assisen**

1872

In den großen Städten, wo die Fülle der Bevölkerung und die Anhäufung der verschiedenartigsten Elemente niemals eine recht beschauliche Ruhe aufkommen läßt, sind die Gemüther abgestumpfter, als auf dem Lande. Der stete Wechsel der sich einander drängenden und verdrängenden Ereignisse versetzt die Menge in einen Taumel und Rausch, der sie das Alltägliche kaum beachten läßt. So war es auch in X. Wenn sich ein Mensch erschossen hatte, wenn eine Reihe Häuser abgebrannt waren, wenn ein Erdbeben die Wände erschütterte; so sprach man ein paar Stunden davon und wandte sich dem neuesten Ereignisse zu. Aber seit einigen Tagen war die Stadt doch in einer Aufregung, die in allen Herzen nachzitterte und sowohl in den Restaurationen, als auch in den Privatkreisen eine reich sprudelnde Quelle der Unterhaltung bildete; denn auf der Assisen-Rolle stand ein großes Verbrechen, ein Kindesmord. Eine Mutter aus dem Volke, eine verheiratete Frau war angeklagt, ihr neugeborenes Kind erwürgt zu haben. Das war eine so unnatürliche und grässliche That, dass selbst die blasirten Städter davon aufgerüttelt und ergriffen wurden. Mehrere Tage lang sprach man von nichts anderem, als dem schrecklichen Morde und es war vorauszusehen, dass der Gerichtssaal am Tage der Verhandlungen zu klein werden würde.

Die Februar-Sonne schien in diesem Jahre äußerst milde und warm, so dass allenthalben schon die Knospen aufbrachen und selbst die gefiederten Stadtbewohner ihre alten Nistplätze aufsuchten und an ihre Niederlassungen für das Frühjahr und den Sommer dachten. An jenem bedeutungsvollen Morgen aber war die Luft scharf und empfindlich kalt; dennoch eilten die Neugierigen in Strömen zum Justizgebäude und belagerten in hellen Haufen die Hinterthüre, welche zum Zuhörraume des Assisen-Saales führte. Es waren meistens arme Bürgerfrauen, doch bemerkte man auch eine Anzahl gutgekleideter Männer, welche auf den Ausgang der Verhandlungen gespannt waren. Das Gerichtspublikum pflegt in der Regel eine stereotype Physiognomie zu zeigen. Es besteht meistens aus Herumlungerern, welche sich die Langeweile vertreiben; heute aber fanden sich Leute aus den verschiedensten Ständen ein, und füllten den weiten Raum vor der Saalthüre. Sie mußten sich indessen noch eine Weile gedulden, denn es war noch zu früh zum Oeffnen des Saales.

Nach und nach fanden sich auch die Geschworenen ein, einzeln oder zu zweien und dreien, alle dicht in Mäntel gehüllt. Sie schritten an dem lärmenden Volkshaufen vorüber und begaben sich zur Fronte des prachtvollen Gebäudes, welches an einen großen umhäuserten Platz stieß. Hier standen sie noch eine Weile in Grup-

pen zusammen und plauderten entweder von gleichgültigen Dingen oder von der bevorstehenden Procedur.

Mehr und mehr sammelten sich Menschen aus der niedrigsten Volkklasse um sie und gafften sie mit großen Augen an, denn sie waren ja die Männer, von deren Urtheilsspruch Tod und Leben abhing. Ein kleines buckeliges Weibchen, Elisabeth Margott mit Namen, hatte sich hinter einen der mächtigen Pfeiler, welche das vorspringende Giebelfeld trugen, placirt. Sie hielt ein zartes Knäblein an der Hand, aus dessen Gesicht das blasse Elend schaute und welches nur mit dürftigen, überall durchlöcherten Lumpen bedeckt war. Den Kopf vorgestreckt, musterte sie mit aufmerksamen Blicken die Gesichter der Geschworenen, als wenn sie aus den Zügen derselben das Schicksal der Angeklagten herauslesen wolle. Bei der Untersuchung des Einen lächelte sie freudig, beim Andern zuckte sie leise zusammen. Man sah, dass die Gefühle ihres Herzens in einem steten Wechsel begriffen waren, je nachdem sie Hoffnung für die Angeklagte schöpfte oder den Muth sinken ließ. Den Geschworenen mochte dieses Anstarren unangenehm sein, denn sie stiegen die Treppe hinauf und näherten sich der Haupteingangsthüre. Da mengte sich die Margott unter sie und sprach mit flehendem Blicke: „Seid gnädig mit ihr! Urtheilt barmherzig.“

Die Geschworenen mochten diese Ansprache als eine Art von Beeinflussung ansehen, denn sie gingen unwillig vorüber und Niemand gab ihr Antwort. Durch ein weites, von Säulen getragenes Vestibül und einen langen gewölbten Gang begaben sie sich zu ihrem Berathungszimmer, wo sie Mäntel und Hüte ablegten, während die Advocaten in den Gängen auf- und abschritten und der Assisenpräsident nebst den Assesoren sich in das an den Assisensaal stoßende Berathungszimmer begaben.

In dem Gange, welchen die Zeugen, die Geschworenen, die Richter und die Advocaten passieren mußten, hing an einem Pfeiler ein großes schwarzes Brett, auf dem nach dem Datum die abzuurteilenden Angeklagten, ihr Verbrechen, die Anzahl der Zeugen und der Name des Verteidigers, sowie der Tag der Verhandlung notirt war. Auf den heutigen Tag war da zu lesen: „Ehefrau Veronika Kaspers. Kindesmord. Vier Zeugen. Vertheidiger Advocat-Anwalt Dr. Springer.“ Es wurde von Jedem der Vorüberschreitenden gelesen; auch die kleine bucklichte Margott las es, und es rollten Thränen aus ihren Augen, während sie das Knäblein fest an sich drückte. Plötzlich unterdrückte sie ihren Schmerz, blieb stehen und horchte, denn in dem zurückklingenden Theile des Ganges erschollen schwere Tritte. Von allen Seiten liefen die Leute

zusammen und stellten sich zu beiden Seiten im Spalier auf. Der Grund dieses Zusammenlaufs wurde bald klar. Die Angeklagte war aus dem Gefängnisse geholt worden. Mit niedergeschlagenen Augen schritt sie zwischen zwei bewaffneten Soldaten daher und schwankte so sehr, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Beim Vorübergehen streifte sie fast den Ärmel der Margott; diese wollte sie anreden, aber die Zunge lag ihr unbeweglich im Munde, und sie konnte kein Wort hervorbringen. Die Angeklagte aber sah weder das Mädchen, noch das Kind. Der Gerichtsvollzieher, welcher bei den Verhandlungen zugegen sein mußte, öffnete die Thür zum Assisensaale und hieß sie eintreten. Die Angeklagte blieb einen Augenblick zögernd auf der Schwelle stehen, denn es grauste ihr, den Raum zu betreten, wo sich in wenigen Minuten ihr Geschick abspielen sollte.

„Nun, warum bleiben sie stehen?“ fragte der Gerichtsvollzieher. Sie ging wieder vorwärts und er führte sie zu der ringsumgitterten Anklagebank, auf welche sie sich furchtsam setzte. Sie schauderte leise zusammen, denn sie mußte unwillkürlich daran denken, daß auf demselben Platze schon die schwersten Verbrecher gesessen hatten. Hinter ihr ließen sich die Soldaten mit ihren Gewehren nieder und der Gerichtsvollzieher schloß die Thür der Umgitterung. Vor der Anklagebank stand ein langer Schreibtisch, an welchem der Vertheidiger Dr. Springer Platz nahm.

Der Saal war noch leer. Auf einer Tribüne an der östlichen Seite stand ein langer geschweißter, mit grünem Tuch umhangener Tisch, an welchem sieben Sessel für die Gerichtspersonen standen. An der südlichen Wand waren die 12 Sitze für die Geschworenen, vor jedem ein Dintenfaß, eine Feder und ein Bogen Papier. Zwischen ihnen und dem Sitze des Vertheidigers befand sich ein Tisch, auf welchem ein versiegeltes Päckchen lag. Der westliche Theil des Saales war durch eine Schranke von dem übrigen Raume getrennt. Er war für das Publikum bestimmt. Vor diesen Schranken befanden sich die Sitze für die Zeugen. Was aber am meisten in die Augen fiel, war ein riesiges, Himmel, Hölle und Fegefeuer vorstellendes Oelgemälde, welches fast die ganze südliche Wand einnahm.

Veronika's Augen glitten schüchtern durch den Saal; auf dem Bilde blieben sie haften. Die vom Schmerz verzerrten Gesichter der Verdammten betrachtete sie mit einer Mischung von Abscheu und Mitleiden, aber ein freudiger Zug ging über ihr Gesicht, als ihr die hehren Gestalten der Seligen im Himmel entgegenleuchteten. „Gott ist ein gerechter Richter,“ flüsterten ihre Lippen; „er wird Alles zum Besten ausführen.“

Jetzt erschien der Gerichtsvollzieher und öffnete die äußere, in den Zuschauerraum führende Thüre. Im Nu füllte sich derselbe und jeder der Eintretenden näherte sich so dicht als möglich der Barriere. Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf die Angeklagte. Sichtlich waren sie enttäuscht, denn sie hatten sich eine blutdürstige, gelbhäutige Megäre vorgestellt und nun fanden sie ein zartes Weib mit einem Engelsgesichte, das aber durch Gram und Kummer viel von seiner ursprünglichen Schönheit verloren hatte. Sie wunderten sich, daß unter einer so anziehenden Hülle eine so schwarze Seele verborgen war und flüsterten einander zu, daß das schändliche Weib um einen Kopf kleiner gemacht werden müsse.

Nach und nach kamen in den Saal die Zeugen und einzelne Geschworenen, welche sich leiser untereinander begrüßten und die Hände schüttelten. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thüre, welche aus dem Berathungszimmer des Gerichtshofes in den Assisensaal führte, und die Mitglieder desselben traten ein. Der Präsident nahm in der Mitte des Tisches Platz, rechts und links von ihm setzten sich je zwei Assessoren, an den nördlichen Flügel der Staatsprocurator und an den südlichen der Gerichtsschreiber. Die Richter waren in lange schwarze Talare gekleidet und hatten eine hohe, den Priesterbarett ähnliche Mütze auf dem Kopfe. Auch der Vertheidiger trug einen schwarzen Talar. Das macht einen sehr ernsten feierlichen Eindruck.

Auf dem schwarzen Tische stand eine gleichfarbige Urne, in welcher sich die Namen der sämmtlichen 36 Geschworenen befanden. Auf den Befehl des Präsidenten erhob sich der Gerichtsschreiber und verlas ihre Namen.

Als dieses geschehen war, sprach der Präsident: „Wir schreiten nun zur Bildung des Geschworenengerichts gegen die Veronika Kaspers. Es sind 36 Geschworenen vorhanden, also hat sowohl die Vertheidigung, als auch das öffentliche Ministerium 12 Recusationen.“

Er rüttelte nun die sämmtlichen Namen durcheinander, zog blindlings einen derselben aus der Urne und da keine Recusation erfolgte, so sagte er: „Herr X. ist erster der Geschworenen.“ Die aus der Urne gezogenen Namen wurden bald vom öffentlichen Ministerium, bald von der Vertheidigung zurückgewiesen, bis ihrer noch 12 übrig blieben, welche der Reihe nach auf den amphitheatralisch errichteten Bänken Platz nahmen.

Nachdem die Angeklagte um Stand und Namen befragt war, ließ der Präsident jeden Einzelnen der Geschworenen den gesetzlichen Eid leisten und hieß sie dann niedersitzen und den Verhandlungen mit Aufmerksamkeit folgen.

Jetzt erhob sich auf seinen Wink der Gerichtsschreiber und verlas den Haftbefehl und die Angeklagte, welche von dem Publikum mit Staunen, Verwunderung und Abscheu aufgenommen wurde. Die Anklage lautete dahin, daß sie in der Nacht vom 15. auf den 16. October ihr eigenes, eheliches Kind, nachdem es wenigstens 16 Stunden gelebt, erwürgt habe. Natürlich hafteten alle Blicke auf der boshafte Verbrecherin, aus deren Zügen man diejenigen herauszulesen suchte, welche ein so scheußliches Verbrechen andeuteten. Das aber war ein vergebliches Beginnen, denn ihr ganzes Aeußere athmete nur Sanftmuth und Milde. „Wie man sich doch in den Gesichtern täuschen kann,“ flüsterete eine Nachbarin der andern zu. „Ich hätte sie für einen Engel gehalten, und sie ist schlimmer als ein Teufel.“

Veronika war äußerst ärmlich angekleidet, aber die werthlosen Lappen, welche ihren mageren Leib umgaben, waren rein und sauber und die Risse und Löcher sorgfältig geflickt. Ihr Aussehen stand wie schon erwähnt mit der Anklage im grellsten Widerspruche, denn auch der aufmerksamste Beobachter konnte in dem lieblichen Gesichte nichts finden, was nur einigermaßen auf eine Verbrechernatur hindeutete. Man fühlte sich im Gegentheile von ihr angezogen und hatte eine Empfindung, als müsse man ihr gut sein.

„Die sieht nicht darnach aus, als ob sie einen Mord begangen hätte,“ flüsterete ein alter Herr im Zuschauerraume.

„O, in solchen glatten Gesichtern kann man sich sehr irren,“ erwiderte eine Frau, die sich regelmäßig bei den Assisen-Verhandlungen einfand und sich in Gerichtsfragen gerne ein Urtheil erlaubte. „Solchen Gesichtern kann man am wenigsten trauen und es kommt sehr häufig vor, daß hinter ihnen mehr Bosheit steckt, als hinter Warzen und Runzeln. Ich für meinen Theil glaube, daß sie den abscheulichen Mord begangen hat.“

Die Meinungen der Zuhörer theilten sich; die Einen waren für, die Andern gegen die Angeklagte. Während dieser Meinungs-austausch im Stillen vor sich ging, forderte der Präsident die Angeklagte auf sich zu erheben, und theilte ihr mit, worüber sie angeklagt sei. Dann erhob sich der Staatsprocurator, redete die Geschworenen an und legte ihnen in allgemeinen Umrissen die mit dem Verbrechen verknüpften Umstände dar; er fügte hinzu, daß sie aus den Aussagen der Zeugen erkennen würden, ob die Angeklagte Veronika Kaspers wirklich die unnatürliche That begangen. „Im Falle Sie die Angeklagte schuldig finden,“ fuhr er fort, „so werden Sie Ihr Augenmerk darauf zu richten haben, ob die Tödtung mit Vorsatz und Ueberle-

gung geschehen. Eine Tödtung liege vor, wenn ein Mensch den Tod des andern herbeigeführt, und es kann dieses zufällig oder mit Vorsatz geschehen. Letzteres ist der Fall, wenn der Thäter die Absicht hatte, sein Opfer wirklich zu tödten, und es nicht blos zu verwunden. Der Mord liegt vor, wenn der Thäter bei der Tödtung mit Ueberlegung zu Werke ging, das heißt, wenn er sich vorher mit der Absicht trug, den Mord zu begehen. Sie werden sich also während der Verhandlung klar werden müssen, welcher dieser drei Fälle hier vorliegt.“

Der Präsident überreichte jetzt dem Gerichtsschreiber die Liste der Zeugen und forderte denselben auf, sie mit lauter Stimme zu verlesen.

Peter Kaspers, der Gatte der Angeklagten, trat zuerst an den vorbezeichneten Tisch. Seine Person war nicht geeignet, bei den Richtern, den Geschworenen und dem zahlreichen Publikum Sympathien zu erwecken, denn sie zeugte in körperlicher Beziehung von großer Verwahrlosung. Das Haar, welches struppig und verworren um den Kopf hing, hatte wohl seit langer Zeit keinen Kamm gesehen, das Gesicht war schmutzig und dem Anscheine nach allem Wasser abhold, doch schimmerte durch den Schmutz hindurch die Röthe der Nase, welche einen häufigen Genuß von Spirituosen verrieth. Aus den Augen schossen boshafte Blitze, welche über das ganze Gesicht etwas Dämonisches verbreiteten. Seine Haltung war eine schlotterige und verbummelte, seine Kleidung zerrissen und ekelhaft schmutzig.

Ein leises Gemurmel erhob sich unter dem Publicum; der Gatte, der gegen seine Frau zeugen sollte, erregte allgemeines Mißfallen. Ihm folgten die kleine verwachsene Elisabeth Margott, Nella Roberts, die Hebamme Helena Servatius und zuletzt 3 Aerzte als Sachverständige.

Als die Zeugen in zwei Reihen vor dem Tisch standen, forderte sie der Assisen-Präsident auf, ihn anzuhören. „Sie sind vorgeladen,“ hob er an, „in dieser Sache ein Zeugniß abzulegen und sie müssen nachher einen Eid schwören. Seien Sie auf Ihrer Hut, daß Sie nur die Wahrheit sagen. Sie dürfen weder etwas zusetzen, noch etwas weglassen, der Angeklagten weder etwas zu Liebe, noch etwas zu Leide sagen. Thäten Sie es doch, so würden sie die Heiligkeit des Eides verletzen und strafbar vor Gott, dem höchsten Richter sein. Außerdem würden sie sich aber auch gegen die Strafgesetze verfehlen und schwere irdische Strafen zu gewärtigen haben. – Gehen Sie nun in das Zeugenzimmer und warten Sie dort, bis Sie vom Gerichtsvollzieher gerufen werden, denn Sie dürfen vor der Ablage Ihres Zeugnisses bei den Verhandlungen nicht zugegen sein. Die Sachverständigen aber

können im Saale bleiben.“

Nachdem die Zeugen sich entfernt hatten, wandte sich der Präsident an die Angeklagte: „Stehen Sie auf, Frau Kaspers. Sie haben gehört, welches Verbrechen Ihnen zur Last gelegt wird. Sie sollen in der Nacht vom 15. auf den 16. October v. J. ihr neugebornes, noch nicht getauftes Kind erwürgt haben. Bekennen Sie sich dieses Verbrechens schuldig?“

„Nein, Herr Präsident,“ gab die Angeklagte zur Antwort, ich habe das Kind beim Erwachen todt in meinen Armen gefunden.

„Wie glauben Sie dann, daß es seinen Tod gefunden?“

„Ich kann darüber keine Auskunft geben.“

„Wann sind Sie eingeschlafen?“

„Es muß gleich nach Mitternacht gewesen sein, denn ich hörte die Thurmuhr 12 schlagen. Was nachher geschehen ist, weiß ich nicht!“

„Hatten Sie das Kind im Arme, als Sie einschließen?“

„Nein, es lag neben mir, aber als ich erwachte, hielt ich es mit beiden Armen umschlungen.“

„Haben Sie es vielleicht im Schlafe zu sich genommen?“

„Es ist möglich, Herr Präsident, aber ich kann mich dessen nicht erinnern.“

„Haben Sie Ihrem Manne nicht gesagt, wenn das Kind zur Welt komme, würden Sie es umbringen?“

„Ich habe es niemals gesagt, Herr Präsident, auch einen so schlimmen Gedanken nicht gefaßt.“

„Lebten Sie mit Ihrem Manne in Frieden?“

„Es kamen mitunter Stunden –, sie unterbrach sich und schwieg.

„Sie wollen wohl sagen, es seien mitunter Stunden gekommen, wo sie sich gezankt hätten. Wer gab die Veranlassung dazu? Sie oder Ihr Mann?“

„Ich wünsche darauf nicht zu antworten!“ sprach sie.

„Sie haben allerdings das Recht zu schweigen, aber wir werden nachher von den Zeugen hören, daß Ihr Mann Sie häufig mißhandelte. Ist dem nicht so?“

„Ich habe niemals über meinen Mann geklagt,“ entgegnete sie, „ich möchte es auch heute nicht thun; die Frau ist dem Manne Gehorsam schuldig.“

Diese Antworten erregten allgemeines Aufsehen, denn es war ein offenes Geheimniß, daß sie sehr häufig von ihrem Manne Schläge bekommen hatte.

„Hatten Sie bei Ihrer Verheirathung Vermögen?“

„Es war nicht viel, Herr Präsident. Meine Mutter hinterließ mir nur ein Häuschen und einige Morgen Land.“

„Richtig, aber jetzt sind Sie arm. Wo ist das kleine Vermögen geblieben?“

„Wir haben es nach und nach zugesetzt. Das Leben ist sehr theuer.“

„Setzen Sie sich jetzt! – Gerichtsvollzieher, rufen Sie die Nella Roberts herein.“

Die Zeugin kam und nahm ihren Platz vor dem Tische.

„Legen Sie die rechte Hand auf die linke Brust und sprechen Sie mir den Eid nach! „Ich schwöre vor Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen leiblichen Eid, ohne Haß und ohne Furcht, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Amen!“

Es war das erstemal, daß die Zeugin vor den Schranken des Gerichts stand; sie war deshalb sehr befangen, aber ihre Aengstlichkeit verlor sich bald und sie sprach den Eid mit klarer Stimme nach.

Auf die Fragen des Präsidenten gab sie zur Antwort: „Ich heiße Nella Roberts, bin 30 Jahre alt, Waschfrau meines Standes und bin mit der Angeklagten weder verwandt noch verschwägert, kenne sie aber von Kindheit an und wohne jetzt mit ihr in demselben Hause.“

„Erzählen Sie und, was Sie von ihr wissen!“

„Veronika und ich waren in unserer Kindheit fast immer zusammen und wir hatten uns sehr lieb. So lange ich sie kenne, war sie fromm und brav und that gewiß nichts Unerlaubtes. Vor sechs Jahren fing der Peter Kaspers an, sie zu besuchen und machte ihr einen Heirathsantrag. Da sie mich um meine Meinung fragte, so gab ich zur Antwort: „Veronika, wenn du nur ein wenig arbeitest, so hast du genug zu leben und brauchst dich gar nicht in die Launen eines Mannes zu fügen. Den Peter Kaspers aber nähme ich sicher nicht, denn er ist ein Trunkenbold, der alles durchbringt; dazu hat er einen zänkischen Character und du kannst es noch erleben, daß er dich alle Tage prügelt.“

„Ich möchte ihn dennoch nehmen,“ gab sie zur Antwort. „Böse Männer müssen brave Frauen haben, damit sie gut werden. Jetzt ist er allerdings ein Säufer und ein Schläger, aber wenn ich ihn brav mache, so habe ich mir einen Stuhl im Himmel erworben.“

Ich lachte sie aus und sagte: „Wenn du den gut bringst, dann muß erst das Wasser den Berg hinauflaufen. Sei nicht närrisch; du sitzt noch wie ein Vöglein im Hanfsamen, warum willst du es schlechter haben?“

„Sie ist leider ihrem eigenen Kopfe gefolgt und hat ihn genommen. Am Hochzeitstage war der Bräutigam so betrunken, daß er die Treppe hinabfiel, und seit der Zeit verging kaum ein Tag, wo sie nicht Prügel bekam. Geklagt hat sie niemals, ja sogar noch ihren Mann verthei-

digt, aber Jedermann wußte von seinen brutalen Mißhandlungen. Als sie den kleinen Peter bekam, der jetzt 5 Jahre alt ist, war ihr Häuschen und das Land schon vertrunken. Veronika mußte in den Tageslohn gehen, aber sie hatte nichts davon, denn der Kaspar vergeudete ihren Lohn im Wirthshause. Für ihr Kind und sich selbst hatte sie nicht so viel, daß sie den Hunger stillen konnte.“

„Angeklagte“, sprach der Präsident, „Sie hören, was die Zeugin von Ihrem Manne sagt. Ist es wahr, daß er Sie häufig mißhandelte?“

Mit sichtlichem Widerstreben gab sie zur Antwort: „Von Natur war er gut; er schlug mich nur, wenn er betrunken war, und im Trunk weiß der Mensch ja nicht, was er thut.“

„Hat Kaspars Ihr Vermögen durchgebracht?“

„Ich habe mit davon gelebt. Es ist jetzt alles so theuer, und da kann leicht ein kleines Gütchen aufgezehrt werden.“

„Fahren Sie fort, Zeugin“, sprach der Präsident. „Erzählen Sie und, was um die Zeit der Niederkunft der Angeklagten geschah.“

„Ich weiß nicht viel davon zu sagen“, antwortete Nella Roberts; „Denn ich war den ganzen Tag draußen auf der Arbeit, aber ich weiß sehr gut, daß sie in der letzten Zeit sich sehr unglücklich fühlte. Einen Tag vor der Niederkunft war ich morgens bei ihr, ehe ich zur Arbeit ging. Sie stand am Fenster, hielt die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Als ich sie nach der Ursache fragte, wollte sie nicht mit der Sprache heraus, aber ich ließ ihr keine Ruhe, bis sie endlich mit der Sprache herausrückte und unter lautem Schluchzen sagte: „Mein Mann hat das Kinderzeug verkauft und vertrunken. Ach, es war mir so schwer geworden, es zu bekommen!“ Ich wurde ganz böse und sagte: „Du verdienst es nicht besser! Wenn er mein Mann wäre, so hätte ich ihn längst verlassen.“ Die arme Veronika hatte ein halbes Jahr lang an dem bischen Kinderzeug gesammelt, und alle ihre Bekannten hatten ein wenig dazu beigesteuert, und nun war es liederlicher Weise in Schnapps verthan; da mußte ich wohl böse werden.“

„Haben Sie das Kind gleich nach der Geburt gesehen?“

„Ja, Abends, als ich von der Arbeit heimkehrte.“

„War es lebendig?“

„O ja, ganz gewiß. Es schrie so tüchtig, daß der Kaspars sagte: „Ich mag den Lärm nicht hören!“ Dann ging er zur Stube hinaus und ließ uns mit dem Kinde allein.“

„Haben Sie auch das Kind nach dem Tode gesehen?“

„Ja wohl, Herr Präsident.“

„Und haben Sie etwas an seinem Leibe bemerkt?“

„Ja wohl, es hatte rothe Striemen um den Hals und ich habe gleich gesagt: Gott sei und gnädig! Es ist erwürgt worden.“

„Wissen Sie, wer es erwürgt hat?“

„Nein, Herr Präsident; aber die Veronika hat es sicher nicht gethan. Sie kann nicht einmal eine Spinne tödten.“

Diese Aussage wurde mit so großer Zuversicht gemacht, daß sich alle Köpfe nach der Zeugin wandten.

Der Richter ließ nun den Peter Kaspars holen. „Meine Herren Geschworenen!“ sagte er, Kaspars ist der Gatte der Angeklagten. Er kann deshalb nicht vereidet werden. Kraft meiner Gewalt aber vernehme ich ihn. Wie weit Sie seinen Worten, die hier nur als eine einfache Mittheilung zur Aufklärung der Thatsachen gelten können, Glauben schenken wollen, ist Ihre Sache. – „Kaspars“, wandte er sich an dann an den Zeugen, „Sie haben Ihre Frau beim Bürgermeister angeklagt, ihr leibliches Kind getödtet zu haben. Was wissen Sie von der Sache?“

Im Publikum erhob sich jetzt ein so lautes Murren, daß der Präsident Ruhe gebieten mußte.

„Als das Kind auf der Welt war“, antwortete Kaspars, „mußten wir Pathen dafür haben. Ich bin deshalb den ganzen Tag herum gelaufen, um welche zu finden, aber es wollte es kein Mensch thun. Am Abend ging ich zu meinen Eltern, welche eine Stunde von unserm Orte entfernt wohnen. Dort bin ich die Nacht geblieben und erst am anderen Morgen zurückgekehrt. Als ich in die Stube trat, fand ich bei meiner Frau die Hebamme, die Elisabeth Margott und die Nella Roberts. Sie zeigten mir das Kind. Es war todt und hatte Striemen um den Hals. Ich wußte gleich, daß meine Frau das Kind erwürgt hatte, und zeigte sie deshalb an.“

„Woher wußten Sie denn, daß es Ihre Frau gethan hatte?“

„Das war leicht zu wissen, denn als ich fortging, zog ich den Schlüssel ab und es konnte Niemand zur ihr hinein. Der kleine Peter, welcher mit ihr in demselben Zimmer schlief, konnte die Thüre von Innen nicht öffnen, denn sie klemmte sich stark.“

„Warum nahmen Sie den Schlüssel mit? Sie mußten doch voraussetzen, daß Ihre Frau vielleicht der Hülfe der Frauen bedurfte, die mit ihr im Hause wohnten.“

„Ich wußte, daß sie nichts nöthig hatte, und ich konnte das Klatschen der Weiber nicht leiden. Wenn sie zusammen waren, sprachen sie immer über mich.“

„Dazu mag wohl Grund vorgelegen haben, denn Sie sollen Ihre Frau häufig mißhandelt haben.“

„Nie“, gab er zur Antwort, „ich habe meine

Frau immer auf den Händen getragen, aber sie hat mir oft das Leben unerträglich gemacht.“

„Angeklagte, was sagen Sie dazu?“ fragte der Präsident.

Veronika schaute vor sich und schwieg. Sie war nicht zum Reden zu bewegen.

Jetzt wurde die Hebamme Helene Servatius vorgerufen. Nachdem sie den Zeugeneid geleistet hatte, forderte der Präsident sie auf, zu erzählen, was sie wisse.

„Ich wurde von der Elisabeth Margott zu der Wöchnerin gerufen. Ich traf sie in einem Zimmer, worin kein Stuhl, kein Tisch und kein Bett war. Der Mann, die Frau und der kleine Peter schliefen, wie ich von der Margott hörte, auf dem nackten Fußboden und mußten deshalb immer in ihren Kleidern bleiben. Ich wandte mich an den Kaspars und forderte ihn auf, für seine Frau doch wenigstens etwas Stroh herbeizuschaffen. „Ich habe kein Geld für Stroh,“ gab er zur Antwort. „Schämt euch,“ sagte ich, „ihr habt immer Geld für Schnapps, aber für eure arme Frau nicht einmal etwas Stroh!“ „Bekümmert euch um eure Angelegenheiten,“ schrie er ganz zornig, ging aus dem Hause und kam nicht wieder. Die Elisabeth Margott brachte jetzt ihren eigenen Strohsack und trug den kleinen Peter in ihre Kammer. Als das Kind auf der Welt war, fragte ich nach dem Kinderzeuge. „Ich habe nichts,“ sagte die Wöchnerin schluchzend. Ihr hattet es doch noch vor einigen Tagen,“ sprach ich; „wo ist es denn geblieben?“ Sie gab keine Antwort, sondern weinte nur still; die Nella aber sagte: „Der Saufnickel hat es vertrunken.“ Ich wickelte das Kind in ein paar alte Lumpen, die ich von der Margott erhielt, dann nahm ich ein Tüchelchen aus der Tasche und schlang es dem Kinde um den Hals. Als ich am andern Tage wiederkam, um nach der Wöchnerin zu sehen, standen Elisabeth Margott und Nella Roberts vor der Thüre und drinnen weinte die Wöchnerin laut. „Was ist vorgefallen?“ fragte ich. Kaspars, macht die Thüre auf!“ „Der Vater ist nicht hier!“ rief der kleine Peter, „und ich bin nicht stark genug, die Thüre zu öffnen.“ Da strengten wir drei Frauen alle unsere Kräfte an und ließen nicht nach, bis das Schloß zerbrach und die Thüre aufflog. Wir gingen zu der Wöchnerin. Sie hatte das Kind von den Lumpen entkleidet, hielt es uns entgegen und schluchzte. „Es ist todt!“ Ich nahm das Kind in meine Arme. Es war eiskalt. Das Zünglein war zwischen die Lippen geklemmt und um den Hals herum zeigten sich rothe Flecken. Es fanden sich an der linken Seite des Halses vier und an der rechten Seite ein Striemen.“

„Sie sind also überzeugt,“ fragte der Präsident, „daß niemand im Zimmer war, als die Wöchnerin und der kleine Peter?“

„Das kann ich auf meinen Eid wahrhalten?“

„Haben Sie die Wöchnerin nicht gefragt, wie das Kind zum Sterben gekommen sei?“

„Doch, Herr Präsident. Sie sagte, sie sei erst nach zwölf Uhr eingeschlafen, und da habe das Kind neben ihr auf dem Strohsack gelegen; sie wisse auch genau, daß es noch lebendig gewesen sei, denn es habe kurz vorher geschrieen. Sie fuhr dann fort und erzählte, als sie morgens wach geworden, habe sie das Kind in ihren Armen gehabt und es sei kalt gewesen.“

„Haben Sie es erwürgt?“ fragte ich.

„Eine Mutter wird doch ihr eigen Fleisch und Blut nicht erwürgen!“ gab sie zur Antwort. Während wir noch sprachen, kam der Kaspars herein und schimpfte, daß die Thüre erbrochen sei. „Was habt ihr hier zu machen?“ fragte er roh. Ich zeigte ihm das Kind. Er warf einen kurzen Blick darauf und sagte; „Ein Blinder kann sehen, daß es Jemand erwürgt hat. Das wird eine schöne Geschichte werden. Gott sei Dank, daß ich die Nacht nicht im Hause war. Laßt es gleich begraben,“ setzte er hinzu, „es liegt nicht viel daran.“

„Das geht so nicht, Kaspars,“ entgegnete ich ihm; „die Sache muß angezeigt werden.“

„So? glaubt ihr?“ sagte er nachdenklich; „kann man es nicht stillhalten?“

Ich schüttelte mit dem Kopfe. Da sagte er: „Macht euch keine Umstände; ich will es selbst anzeigen.“ Als ich bald nachher zum Bürgermeister kam, war er schon dagewesen und hatte seine Frau als Mörderin angegeben.“

„Was halten Sie davon?“ fragte der Präsident, „Ist die Angeklagte wohl fähig, eine solche That zu begehen?“

„Wenn sie es nicht in der Verzweiflung gethan hat,“ antwortete die Hebamme, „so begreife ich es nicht, denn sie ist ein so sanftes und geduldiges Wesen, wie es nicht viele gibt, und ihren kleinen Peter hat sie sehr, sehr lieb.“

Könnten sie vielleicht Nahrungssorgen zu der unnatürlichen That veranlaßt haben?“

„O, Herr Präsident, sie war an's Entbehren gewöhnt, und ich glaube sicher, sie wäre eher vor Hunger gestorben, als daß sie dem Kinde etwas zu Leide gethan hätte.“

Der Präsident rief jetzt den Gerichtsvollzieher herbei und forderte ihn auf, das versiegelte Päckchen, welches auf dem Tische lag, zu öffnen. Dieser schnitt die Kordel mit dem Federmesser durch und breitete einige Lumpen und ein Tüchelchen vor der Zeugin aus.

„Kennen Sie diese Sachen?“ fragte der Präsident die Hebamme.

„Ja, es sind diejenigen, in welche ich nach der Geburt das Kind einwickelte.“

„Die Angeklagte hat bei ihrer Vernehmung geäußert, das Kind sei vielleicht durch das

Tüchelchen, welches Sie ihm um den Hals wickelten, erwürgt worden. Was halten Sie davon?“

„Das ist nicht möglich, Herr Präsident, denn das Tuch war so lose um den Hals geschlungen, daß es nicht im mindesten drücken konnte.“

„Glauben Sie, daß der Tod des Kindes auch auf eine andere Art entstehen konnte, durch irgend einen Zufall?“

„Nein, das glaube ich nicht. Man konnte auch die Fingermale zu deutlich sehen.“

„Wissen Sie sonst noch etwas in dieser Sache?“

„Nein, ich habe die Veronika gefragt, ob sie das Kind erwürgt, oder wenigstens eine Hand an seinem Hals gehabt habe. Da sagte sie: „Ich wollte lieber zehnmal selbst sterben. Ich habe auch keine Hand an seinem Halse gehabt. Als ich es todt in meinen Armen fand, glaubte ich anfangs, ich habe es im Schlafe erdrückt, aber das kann nicht der Fall sein, weil die Flecken am Halse sind.““

„Wissen Sie etwas von den Verhältnissen zwischen der Angeklagten und ihrem Mann?“

„Der Kaspars ist ein roher, gewalthätiger und zum Trunke neigender Mensch, der seiner Frau Vermögen durchgebracht und sie häufig geschlagen hat. Ich habe ihr verschiedenemale gerathen, von ihm fort zu gehen. Da gab sie mir zur Antwort: „Das darf ich nicht thun, sonst geht er ganz zu Grunde. Als Frau habe ich die Pflicht ihm beizustehen.“

„Aber wer wird sich denn alle Tage schlagen lassen?“ sagte ich. „O,“ gab sie zur Antwort, „eine gute Frau muß sich nicht beklagen. Wenn er mich schlägt, weiß er ja nicht, was er thut.“

„Dann würde ich ihm wenigstens kein Geld mehr geben,“ sagte ich. Sie seufzte und entgegnete: „Sprechen wir nicht mehr davon, es läßt sich ja doch nicht ändern.““

Der Präsident rief nun den Kaspars wieder vor und sprach: „Sie haben gehört, was die Zeugin gesagt hat. Man gibt Ihnen allgemein die Schuld, daß Sie ihre Frau mißhandelt haben.“

„Was ich mit meiner Frau gethan habe,“ gab er frech zur Antwort, „das geht die Zeugen nichts an. Wenn ich meine Frau schlug, so hatte sie mich auch zum Zorn gereizt.“

„Sie haben uns früher gesagt, Sie hätten Ihre Frau auf den Händen getragen,“ sprach der Präsident; „jetzt geben Sie die Mißhandlungen zu. Im Uebrigen geht es die Zeugen allerdings an, denn sie müssen die ganze Wahrheit sagen. Es ist mir sehr auffallend, daß Sie so brutal gegen eine Frau auftreten, die von Jedermann als ein sehr sanftmüthiges Wesen geschildert wird. Sie sollen einmal zu ihrer Frau gesagt haben: „Wenn das Kind auf die Welt kommt, ist wieder ein Freßball mehr da.“ Ist das wahr?“

„Gelogen, gelogen, ich hab es nicht gesagt.“

„Angeklagte, hat Ihr Mann sich einmal eines solchen Ausdrucks bedient? Sprechen Sie ohne Scheu!“

„Ja, Herr Präsident, aber nur ein einziges mal, und da war er so betrunken, daß er nicht wußte, was er sagte.“

Das Publicum, welches sich jetzt so angehäuft hatte, daß buchstäblich die Menge Schulter an Schulter stand, brach in lauten Unwillen und Verwünschen aus. Da ergriff der Präsident die Klingel und rief: „Gerichtsvollzieher, schließen Sie die Thüren! Die Polizei soll wachen, daß Niemand mehr herein kommt, denn der Saal ist überfüllt.“ Dann wandte er sich mit folgenden Worten an das Publikum: „Es ist den Zuhörern nicht erlaubt, ein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens laut werden zu lassen. Wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, so werde ich kraft meiner discretionären Gewalt den Saal räumen lassen.“

Augenblicklich trat Ruhe ein.

„Der folgende Zeuge!“ rief der Präsident.

Der Gerichtsvollzieher öffnete die Seitenthüre, durch welche die Zeugen einzutreten hatten. Vor derselben stand Elisabeth Margott. Sie hatte ein kleines, leise schluchzendes Kind an der Hand.

„Sei still, Peterchen,“ sagte sie, „du brauchst nicht bange zu sein. Ich bleibe bei dir und nehme dich auch wieder mit nach Hause.“

„Aber wenn sie die Mutter hier halten, wo soll ich dann bleiben?“ flüsterte das Kind. „Beim Vater mag ich nicht sein.“

„Auch dann wird für dich gesorgt, Peterchen. Du bleibst bei mir. Nun trockne die Thränen ab.“

„Elisabeth Margott,“ sprach der Gerichtsvollzieher, „treten Sie ein.“

Das bucklige Mädchen trat mit dem Kinde an der Hand in den Saal und schrak zusammen, als es all die Menschen sah; aber sie erholte sich bald, setzte das Peterchen der Nella Roberts auf den Schooß und ging, vom Gerichtsvollzieher geführt, an den Zeugentisch.

Nachdem der Präsident die Vorfragen erledigt hatte, fragte er, ob sie die Angeklagte kenne.

„O ja, sehr gut,“ gab sie zur Antwort, „denn sie wohnt mit mir in demselben Hause.“

„Wollen Sie uns zuerst etwas von ihrem Charakter sagen.“

„Sie ist eine sehr gute und sanftmüthige Person, die keine Fliege tödten kann.“

„Ist sie nicht zänkisch und streitsüchtig?“

„O, gewiß nicht.“

„Aber es soll doch häufig großer Rumor in der Wohnung der Angeklagten geherrscht haben.“



„Das ist wahr, und zwar bei Tag und Nacht; aber daran war die Veronika nicht schuld, sondern der Kaspars; die Veronika arbeitete wie ein Lastvieh und der Mann that nichts als Branntwein trinken. Wenn er kein Geld mehr hatte, kam er nach Hause und prügelte die Frau so lange, bis sie ihm den letzten Groschen gab.“

„Hat sie niemals bei Ihnen über diese Mißhandlungen geklagt?“

„Niemals, sie nahm den Trunkenbold noch gar in Schutz und suchte zu verhüten, daß es die Leute gewahr wurden.“

„Wie sah es in der Wohnung der Angeklagten aus?“

„Schlimmer als in einem Sperlingsneste, denn das ist doch noch weich ausgefüttert, Veronika hatte früher einiges Vermögen und wenn sie einen braven und fleißigen Mann bekommen hätte, so könnte sie jetzt recht wohlhabend sein; aber er vertrank alles. Wenn kein Geld mehr aufzutreiben war, verkaufte er ein Stück Möbel, und so wanderte eins nach dem andern fort, bis kein Tisch, kein Stuhl, kein Ofen und kein Bett mehr da war. Sie schliefen auf den nackten Diele. Die Veronika hat mich oft sehr gejamert. Damit sie nicht vor Hunger umkomme, schossen Nella und ich zuweilen zusammen, daß sie ein Stück Brod bekam; aber es war ihr nicht zu helfen, weil der Mann alles fort holte. Ich sagte ihr oft, sie solle den Saufpelz verlassen; aber das wollte sie nicht; „er kann sich immer noch bessern,“ sagte sie, „wenn ich aber fortgehe, so sieht kein Mensch nach ihm und dann ist er ganz verloren.“ – Sie hat eigentlich nur einmal über ihn geklagt.“

„Wann war das, und was klagte sie?“

„Ehe das Kind geboren war. Ihr Mann hatte gesagt: „Wenn das Kind da ist, so haben wir noch einen Freßbalg mehr und für Schnapps wird nichts übrig bleiben.“ Da weinte sie ganz bitterlich, und ich konnte sie kaum trösten.“

Das Publikum gerieth wieder in Bewegung, aber die Schelle des Präsidenten schaffte bald Ruhe.

„Kaspars,“ rief der Präsident, „haben Sie diesen Ausdruck gebraucht?“

„Ich habe niemals daran gedacht,“ antwortete er, „die Frauenzimmer lügen wie gedruckt.“

„Ich lüge nicht,“ sprach die Margott mit sichtbarer Entrüstung. „Der Mensch da ist roher, als ein Thier. Als seine Frau niederkam, wollte er nicht einmal etwas Stroh zum Lager für sie kaufen.“

„Glauben Sie, daß die Angeklagte durch seine Rohheiten zum Morde ihres Kindes verleitet werden konnte?“

„Nein, ich halte das für unmöglich, es sei denn, daß sie in der Verzweiflung gehandelt hätte, ohne zu wissen, was sie that.“

„Sie haben gesehen, daß die Hebamme das Kind in Lumpen wickelte, und ihm ein Halstüchelchen umband. Konnte letzteres den Tod des Kindes herbeiführen?“

„Nein, es war ganz lose gebunden.“

„War der Kaspars zugegen, als das Kind auf die Welt kam?“

„Nein; er lief fort, weil er Stroh kaufen sollte und nicht mochte.“

„Wann kam er wieder?“

„Abends.“

„War er betrunken?“

„Nein; ich wunderte mich darüber und sagte: Ihr habt gewiß kein Geld gehabt. Da schlug er mir in den Nacken und sagte: Halt den Mund, Buckel; es geht dich nichts an.“

„Brachte er die Nacht in seiner Wohnung zu?“

„Nein, eine Stunde später kam er aus der Stube, sprach ganz freundlich mit und sagte: Ich gehe jetzt zu meinen Eltern; die müssen Pathen werden. Als er den Schlüssel von seiner Thüre abzog und denselben in die Tasche steckte, sagte ich zu ihm: Laß den Schlüssel hier! Wenn Eure Frau etwas nöthig hat, so kann Niemand zu ihr kommen.“

„Diese Nacht kann nichts passiren,“ sagte er, „und morgen früh bin ich wieder da.“

Ich wollte es nicht zugeben, aber er versetzte mir einen Stoß und ging.“

„Sie wissen genau, daß er fortging?“

„Ja.“

„Wer blieb in seiner Wohnung?“

„Veronika und Peterchen, das ich wieder hingetragen.“

„Sonst Niemand?“

„Sonst Niemand.“

„Und Sie wissen genau, daß die beiden Personen drinnen waren, als er fortging.“

„Ganz genau.“

„War wirklich sonst Keiner im Zimmer?“

„Niemand.“

„Hörten Sie in der Nacht keinen Lärm, kein Rufen, kein Kindergeschrei?“

„Nein, ich hatte einen festen Schlaf, und hörte nichts.“

„Um wie viel Uhr ging der Kaspars fort?“

„Um 9 Uhr.“

„Und nachher ist Niemand ins Zimmer gekommen?“

„Es konnte keiner hinein, denn der Kaspars hatte den Schlüssel mitgenommen.“

„Konnte man die Thüre nicht von innen öffnen?“

„Nur sehr schwer, denn sie klemmte sich stark.“

„Kaspars!“ rief der Präsident, „wo haben Sie die Nacht zugebracht?“

„Bei meinen Eltern,“ gab es zur Antwort. „Sie können jetzt allerdings kein Zeugniß mehr ablegen, denn sie sind an den Pocken gestorben, aber sie haben es vor ihrem Tode dem Bürgermeister erklärt!“

„Das ist richtig,“ sprach der Präsident; „das Protokoll liegt bei den Acten. Bleiben Sie dabei, daß Sie die Nacht bei Ihren Eltern waren?“

„Ja, das ist die reine Wahrheit.“

Der Präsident wandte sich wieder an die Zeugin: „Sie haben sich überzeugt, daß in jener Nacht niemand in der Wohnung der Angeklagten war, als diese selbst und der kleine Peter; Sie haben auch während der Nacht Niemand hineingehen hören. Wie fanden Sie die Thüre am andern Morgen? War das Schloß unverletzt?“

„Ja,“ es war unverletzt. Als ich aufstand, hörte ich die Veronika laut weinen. Ich wollte zu ihr eilen, aber die Thüre war verschlossen. Ich drückte darauf, aber sie war fest zu und das Schloß unversehrt. Peter mühte sich vergebens, sie von Innen zu öffnen. Die Hebamme und die Nella kamen ebenfalls, und die erstere rief: „Kaspars, mach auf!“ „Der Vater ist nicht hier,“ gab Peterchen zur Antwort. Da stemmten wir uns alle drei gegen die Thüre, bis sie aufsprang.“

„Und was fanden Sie nun?“

„Veronika hielt das Kind im Arm. Es war eiskalt und todt und hatte rothe Flecken am Halse.“

„Was dachten Sie da?“

„Im ersten Augenblicke dachte ich, die Veronika habe ihr Kind erwürgt, aber die Veronika sagte, sie habe es nicht gethan. Während wir noch das Kind beschauten, kam der Kaspars. Er war ganz entrüstet, als er die kleine Leiche sah, und sagte: „Ein Blinder kann wohl sehen, daß es erwürgt ist. Das wird eine schöne Geschichte werden!“ Als die Hebamme sagte, sie müsse das anzeigen, da sagte er, er wolle das selbst thun und ging sogleich fort.“

Kaspars wurde vorgerufen und gefragt, ob er glaube, daß seine Frau den Mord begangen.

„Hm,“ gab er mit einem höhnischen Lächeln zur Antwort, „wer sollte es denn sonst gethan haben? Uebrigens, meine Herren, will ich Ihnen nur sagen, daß sie schon lange vorher mit der Absicht umging. „Es ist ein Unglück für uns,“ sagte sie; „wir können ja nicht einmal mit dem Peter allein durchkommen. Wenn wir zwei haben, geht es gar nicht mehr; aber ich werde schon sorgen, daß es nicht alt wird.“

Veronika hatte bisher mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, denn sie schämte sich, den Kopf emporzuheben und die Leute anzusehen. Jetzt aber fuhr sie empor und schaute ihren Mann mit einem starren Blicke an. Röthe und Blässe jagten sich auf ihren Wangen.

„Angeklagte“, fragte der Präsident, „haben Sie einmal so unmütterlich und unchristlich zu ihrem Manne gesprochen?“

Mit Thränen in den Augen gab sie zur Antwort: „Ich weiß nicht, was ihn bewegt, gegen mich zu zeugen; aber ich habe diese Wort nicht gebraucht und niemals einen solchen Gedanken gehabt.“

„Sie wird es sicher nicht eingestehen,“ sprach Kaspars, „das versteht sich von selbst; aber gesagt hat sie es doch.“

Veronika antwortete nicht, sondern schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Angeklagte,“ sagte der Präsident, „Sie stellen nicht in Abrede, daß Sie von 9 Uhr Abends bis zum folgenden Morgen mit dem Kinde allein im verschlossenen Zimmer gewesen sind. Sie sagen, um 12 Uhr sei das Kind noch lebendig gewesen und am Morgen hätten Sie es todt in den Armen gehabt. Konnte denn ohne Schlüssel Jemand zu Ihnen herein?“

„Nein!“

„Haben Sie während der Nacht ein Geräusch in der Stube gehört?“

„Nein.“

„Und doch wollen Sie das Kind nicht getödtet haben?“

„Nein, ich wäre lieber selbst gestorben.“

Der Präsident hieß die Zeugen an ihren Platz gehen. Peter Kaspars kam dabei neben sein kleines Söhnchen zu sitzen und wurde erst jetzt gewahr, daß dasselbe im Sitzungssaale anwesend war. „Was machst du hier?“ fragte er mit drohender Stimme. „Du sollst den Augenblick nach Hause.“

Elisabeth Margott nahm das weinende Kind in ihre Arme und sprach: „Sie haben sich sonst nicht darum bekümmert und Sie sollen es auch heute nicht. Wenn Sie Peterchen nicht mit Frieden lassen, so werde ich mich an den Präsidenten wenden; denn er hat Erlaubniß gegeben, daß Peterchen nachher seine Mutter sieht.“

„Das ist wahr,“ bestätigte Helene Servatius.

Das Zwiegespräch wurde etwas laut geführt, so daß der Präsident nochmals zur Glocke griff. Kaspars ballte dem Kinde die Faust und rückte auf die andre Seite.

Unterdessen mußten die drei Aerzte an den Zeugentisch treten und ihr Urtheil als Sachverständige abgeben. Der Kreisphysikus nahm zuerst das Wort, beschrieb die Eindrücke am Halse des Kindes ganz genau und drückte die Ueberzeugung aus, daß dieselbe vom Druck einer menschlichen Hand herrührten. Dann ging er auf den innern Leichenbefund über und wies bis ins Kleinste nach, daß das Kind des Erstickungstodes gestorben und daß dieser Tod durch Erwürgung mit einer menschlichen Hand herbeigeführt worden sei. Die beiden anderen

Aerzte bestätigten die Worte ihres Collegen.

Es war unterdessen viel Zeit vergangen und es herrschte im Saale eine wahrhaft ersticken- de Atmosphäre. Der Präsident befahl deshalb eine Pause von 10 Minuten, und der Kastel- lan des Hauses sperrte die sämtlichen Fen- ster auf. Von den Zuschauern verließ keiner den Platz, denn Jeder fürchtete, denselben durch ei- ne kurze Abwesenheit zu verlieren. Die Stille, welche während der Verhandlungen hatte herr- schen müssen, machte jetzt einer lauten Unter- haltung Platz, denn Jeder glaubte sich berech- tigt, seine Meinung über den Ausgang zu sagen. „Sie kommt frei!“ riefen die Meisten und man hörte an dem freudigen Tone, wie lieb ihnen ein solcher Urtheilsspruch gewesen wäre.

Veronika warf einen Blick nach ihrem Kinde, welches auf dem Schooße der guten Elisabeth Margott saß, aber es war ihr nicht vergönnt, es länger anzuschauen, denn die Soldaten brach- ten sie während der Pause in die kleine Gefan- genstube neben dem Assisensaale. Das schwache Weibchen mit den sanften Zügen und die bärbeißigen Soldaten mit ihren großen Geweh- ren bildeten einen schroffen Gegensatz.

Sobald der Assisenhof den Saal verlassen hat- te, machte sich Kaspars wieder an seinen Kna- ben und wollte haben, daß er sich zu ihm setze; aber das Kind verbarg sein Köpfchen an Elisa- beth's Brust und wollte nicht von ihr ablassen. Als er jetzt mit Gewalt an seinen Armen riß, legten sich die Zuschauer ins Mittel und drohten ihm mit den Fäusten. Zähneknirschend be- gab er sich in eine andere Ecke des Saales und brummte: „Den Jungen und den Buckel werde ich schon Mores lehren, wenn wir nach Hause kommen.“

Er hätte diese Drohung besser für sich behal- ten, denn sie war von den Zunächststehenden gehört worden, die ihm nun hart zu Leibe gin- gen. Ein stämmiger Fleischerbursche faßte ihn am Halse, rüttelte ihn, daß ihm Hören und Se- hen verging, und sagte. „Wenn ich dich Saupelz in der Fleischhalle hätte, wollte ich dich mit ei- nem Leitseile durchhauen, daß du noch 14 Tage daran denken solltest.“

Diese Nachbarschaft gefiel ihm natürlich schlecht; er suchte deshalb abermals eine and- re Ecke, aber auf dem Wege dahin wurde er so häufig gestoßen und geknufft, daß er rothe Flecken auf den Leib bekam. Es war gut für ihn, daß der Assisenhof und die Geschwore- nen wieder eintraten, sonst hätte es ihm sehr schlecht ergehen könne. Auch Veronika wurde wieder hereingeführt und nahm ihren Platz auf der Anklagebank ein.

„Angeklagte, haben Sie noch etwas zu bemer- ken?“ fragte der Präsident.

Veronika erhob sich und entgegnete: „Ich

kann nichts anders sagen, als daß ich unschul- dig bin. Wenn ich aber verurtheilt werde, so hat Gott es so haben wollen und ich muß mich dar- ein fügen.“

Der Staatsanwalt erhob sich jetzt und be- gann zu reden: „Meine Herren Geschworenen! Sie haben über ein Verbrechen zu urtheilen, welches mit den Gesetzen der Natur im Wi- derspruche steht, denn jeder gute Mensch, muß bei dem Gedanken, daß eine Mutter ihr Kind mit eigenen Händen erwürgt, zurückbeben. Sie haben gehört, daß der Vater ein Trunkenbold ist, ein durchaus roher Mensch, der seine Frau mit Schlägen mißhandelte, selbst nicht arbei- tete und dasjenige, was seine Frau verdiente, auf eine liederliche Weise durchbrachte. Ein sol- cher Mensch verdient wahrlich nicht, daß man ihn in Schutz nimmt, aber es erklärt, wie die sanftmüthige Frau zu einem so furchtbaren Ent- schlusse kommen konnte. Derselbe mußte ihr noch näher gerückt werden, da ihr Mann das Kinderzeug vertrank und sich über die Vermeh- rung der Familie in höchst brutaler und unzu- friedener Weise äußerte. Die Mutter wußte daß sie nach der Geburt des Kindes für dieses einen Theil ihres Lohnes bedurfte, daß sie also ihrem Manne noch weniger Geld geben konnte, als bisher. Bei seinem Character mußte sie noch schwerere Mißhandlungen befürchten, als sie früher erlitten hatte; da konnten wohl furchtba- re Gedanken in ihr aufsteigen, und wenn sie be- dachte, daß der arme Wurm schon in den ersten Tagen seines Lebens mit dem Hunger zu ringen habe, so mochte sich ihr die verführerische Vor- stellung aufdrängen, es sei für das Kind besser ein glücklicher Engel im Himmel, als ein ertre- tener Wurm auf Erden zu sein. Ich lege keinen Werth auf die Aeüßerung des Vaters, welcher uns gesagt hat, daß sie wirklich mit dem Gedan- ken umging, ihr Kind zu tödten; aber ich halte es für meine Pflicht, aus den Umständen dar- zuthun, wie leicht sie zu dem Verbrechen kom- men konnte und wie wahrscheinlich es ist, daß sie es begangen hat. Sie werden sich bei ihren Berathungen klar zu machen haben:

1. ob sie das Kind tödtete,
2. ob sie es mit Vorsatz tödtete und
3. ob sie diese Handlung mit Ueberlegung be- ging.

Die letztere vorsätzliche Tödtung ist der Mord, den das Gesetz am schwersten ahn- det. Sie müssen diese drei Stufen genau unter- scheiden. Wenn ich Jemanden absichtlich einen Schlag versetze, um ihn zu verwunden, aber nicht den Willen habe, ihn zu tödten, und der Mensch erliegt seiner Wunde, so habe ich den- selben zwar getödtet, aber nicht mit Vorsatz getödtet. Wenn ich in der Hitze des Streites, von der Leidenschaft übermannt, plötzlich den

Vorsatz fasse, meinen Gegner zu tödten und diesen Vorsatz ausführe, so liegt unleugbar eine vorsätzliche Tödtung vor. Wenn ich aber meinen Plan mit mir herumtrage und denselben nach vorheriger Ueberlegung ausführe, so ist das der Mord.

Meine Herren, es liegen gegen die Angeklagte keine Beweise vor; Niemand ist Zeuge gewesen, wie sie ihrem Kinde durch Erwürgen das Leben nahm, aber es steht unzweifelhaft fest, daß sie und der kleine Peter mit dem neugeborenen Kinde allein im Zimmer waren. Die Zeugen sahen es vor dem Verschließen der Thüre noch lebend und am Morgen, nachdem die Thüre eingerannt worden, war es todt. Wer anders kann also die Tödtung begangen haben, als die Angeklagte?“

Während seiner Rede herrschte lautlose Stille im Saale; man hörte das Rauschen der Feder des Gerichtsschreibers. Peterchen, welches lange leise geweint hatte, stand jetzt aufrecht auf dem Schooße der Margott und schaute den Sprecher mit großen Augen an.

Der Staatsanwalt fuhr fort: „Wenn Sie annehmen wollten, die Angeklagte habe das Verbrechen nicht begangen, so bleibt nur noch der kleine fünfjährige Peter übrig; meine Herren, das Peterchen wäre dann der Mörder seines Schwesterchens aber –“

Hier wurde der Sprecher von einem lauten Schrei unterbrochen und deutlich und vernehmlich scholl eine feine Stimme durch den Saal: „Nein, ich habe es nicht gethan, aber ich weiß, wer es gethan hat.“

Man kann sich denken, welch ein ungeheures Aufsehen das erregte. Alle Köpfe wandten sich im Nu nach der Richtung, woher die Stimme kam; der Staatsanwalt aber fuhr ordentlich zusammen.

„Von wem kam diese Stimme?“ fragte der Präsident.

Elisabeth Margott erhob sich von ihrem Platze und trat mit dem Kinde an die Zeugenbank. „Es ist das Peterchen selber,“ sagte sie.

„Bist du das Söhnchen der Frau Kaspars?“ fragte der Präsident.

„Ja,“ antwortete das Kind.

„Hast du in jener Nacht mit deiner Mutter in demselben Zimmer geschlafen?“

„Ja, aber ich habe meinem Schwesterchen nicht den Hals zugehalten, das hat mein Vater gethan.“

Veronika stieß bei diesen Worten einen lauten Schrei aus und stürzte ohnmächtig hintenüber. Unter den Richtern, den Geschworenen und dem Publikum herrschte eine unbeschreibliche Sensation. Die Frau des Kastellan wurde herbeigerufen. Sie kam und wusch der Ohnmächtigen die Schläfen mit Essig. Nach einiger Zeit schlug sie die Augen auf, starrte mit

glanzlosen Blicken um sich und ließ dann den Kopf auf die Brust sinken.

„Peterchen,“ sagte der Präsident, „weißt du genau, daß es dein Vater war?“

„Ja, ich weiß es ganz genau.“

„Erzähle uns, was vorgefallen.“

„Ja, das will ich thun! Wenn sie mir nicht den Kopf abhauen, so will ich Alles erzählen. Die Thür war zugeschlossen, aber es war hell im Zimmer, denn der Mond schien.“

„Halt Kleiner,“ sagte der Präsident. „Wir wollen einmal im Kalender nachsehen, ob in jener Nacht der Mond schien.“

Der Gerichtsschreiber reichte ihm den Kalender. Er sah nach uns sagte: „Du hast Recht, es war heller Mondschein.“

„Ja, das war es. Ich konnte dem Kindchen ins Gesicht sehen. Es lag neben der Mutter auf dem Strohsack und ich am Fußende. Die Mutter schlief und das Kindchen auch. Da hörte ich leise den Schlüssel in die Thüre stecken. Mein Vater kam herein und schlich sich an den Strohsack.“

„Halt, Kleiner, die Thür klemmt sich ja; da mußte es doch großes Geräusch geben.“

„Wenn man sie beim Aufmachen ein wenig in die Höhe hebt, dann klemmte sie sich nicht.“

Der Präsident wandte sich an die Zeugen, ob dem so sei und als sie es bestätigten, forderte er den Peter zum Weitererzählen auf.

„Der Vater beugte sich über die Mutter und als er sah, daß sie schlief, nahm er das Kind auf und hielt ihm den Hals zu.“

„Hast du das genau gesehen?“

„Ganz genau.“

„Was that er noch mehr?“

„Er legte es der Mutter in den Arm und wollte wieder fortgehen, da mußte ich weinen und er blieb stehen.“

„Warum hast du das nicht früher gesagt?“

„Ich war zu bang; denn mein Vater nahm mich am Arm und sagte mir leise ins Ohr: „Jetzt muß ich dich auch umbringen!“ Er hatte schon die Hand zu meinem Halse, aber er machte mich nicht todt. „Höre,“ sagte er, „wenn du in deinem ganzen Leben ein Wort davon sprichst, so schneide ich dir mit meinem großen Taschenmesser den Hals ab.“ Das hätte er auch sicher gethan, und darum schwieg ich stille.“

„Warum hast du denn jetzt gesprochen?“

„Weil der schwarze Herr da sagt, ich habe mein Schwesterchen umgebracht. Das ist nicht wahr, ich habe es nicht gethan.“

Die Stimmung, welche jetzt im Saale herrschte, läßt sich schwer beschreiben. Auf jeder Brust lag ein Berg, der das Athmen erschwerte.

„Peter Kaspars, treten Sie vor,“ sprach der Präsident.

Kaspars hatte sich gleich beim Schrei seines Kindes hinter den Leuten hergeschlichen, um das Weite zu suchen. Jetzt hatte er gerade die Thüre erreicht und war im Begriffe, sie zu öffnen, als der Gerichtsvollzieher ihn am Kragen faßte und vor die Zeugenbank schleppte.

Der Mensch zitterte und bebte an allen Gliedern, die rohe Frechheit, welche er noch kurz vorher an den Tag gelegt hatte, war verschwunden; mit schweißtriefendem Gesichte und ängstlichen Blicken schaute er von dem Präsidenten zu den Geschworenen und sein Kopf duckte sich immer mehr zwischen die beiden Schultern.

„Kaspars,“ fragte ihn der Präsident, „Sie haben gehört, was ihr Söhnchen sagt. Er beschuldigt Sie des Mordes, was sagen Sie dazu?“

„Das ist ihm von fremden Zungen eingegeben worden,“ sagte er kleinlaut.

„Frau Kaspars, wissen Sie etwas davon?“ fragte der Präsident.

Veronika erhob sich und entgegnete: „Nein, ich weiß nichts davon; aber ich sage mich in diesem Augenblicke von dem Manne, der unsägliches Elend über mich gebracht hat, los.“

Ich habe Tag und Nacht zu Gott gebetet und gefleht, er möge sich seiner annehmen; aber ich habe nun die Ueberzeugung, daß es nichts hilft. Nachdem ich ihm alles geopfert, ist er noch schlecht genug, mir ein Verbrechen anzudichten. Möge ihm Gott gnädig sein, wie ich hoffe, daß er mir es ist!“

Der Staatsanwalt setzte nur noch einige Worte hinzu, aber sie klangen so milde, daß er des strengen Amtes vergaß, dessen er zu warten hatte.

Jetzt erhob sich Dr. Springer, der Vertheidiger. „Meine Herren Geschworene“, sagte er, „ich war im Begriffe, mit allem Feuer hinreißender Beredsamkeit für die Angeklagte in die Schranken zu treten, um von Ihnen die Freisprechung der Angeklagten zu erwirken und ich glaube sicher, daß ich eine dankbare Aufgabe gehabt hätte, aber nachdem dieser Knabe gesprochen, sind alle Worte überflüssig geworden. Die Angeklagte hätte sich keine bessern Advocaten wählen können, als ihr Söhnchen. Ich lege ihr Schicksal getrost in Ihre Hand und bitte, sprechen Sie das Nichtschuldige aus.“

Der Präsident resümirte die ganze Verhandlung und übergab dem ersteren der Geschworenen die Acten nebst der Fragestellung. Dann sagt er: „Halten Sie noch einen Augenblick,“ und zu dem unnatürlichen Vater gewandt, sprach er: „Im Namen des Gesetzes sind die verhaftet. Polizeidiener, führt ihn ins Gefängniß.“

Kaspars riß sich los und wäre um ein Haar entschlüpft, aber die Menge fischte ihn mit wahren Wohlbehagen auf und übergab ihn der Polizei. Als seine häßliche Gestalt durch die Sei-

tenthür verschwunden war, begaben sich die Geschworenen in das Berathungszimmer, aber sie brauchten nicht lange Zeit. Nach wenigen Minuten kamen sie zurück, und auf die Aufforderung des Präsidenten erhob sich der erste der Geschworenen, legte die Hand auf die Brust und sprach mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Auf meine Ehre und mein Gewissen der Ausspruch der Geschworenen ist:

Frage: Ist die gegenwärtige Angeklagte Frau Veronika Kaspers schuldig, in der Nacht vom 15. auf den 16. October ihr neugebornes Kind vorsätzlich getödtet zu haben? Antwort: Mit absoluter Stimmenmehrheit: Nein, die Angeklagte ist nicht schuldig!“

Da löste sich der Bann von jeder Brust, und ein lauter Jubel, dem die Schelle des Präsidenten vergebens Halt zu gebieten suchte, hallte an der Decke des Saales wieder.

Als die Ruhe wieder eintrat, wandte sich der Präsident an die Angeklagte und sprach mit bewegter Stimme: „Die Geschworenen haben das Nichtschuldige ausgesprochen. Sie sind frei und können gehen, wohin Sie wollen!“

Veronika beugte sich über die Schranken und schloß ihr Peterchen, welches ihr von Elisabeth Margott entgegengehalten wurde, in die Arme. Die Thränen benetzten sein kleines, mageres Gesichtchen.

Das Publikum wollte draußen die Freigesprochene sehen und eilte deshalb über Hals und Kopf zu dem Haupteingange des Justizgebäudes.

Die Geschworenen hatten unterdeß rasch eine Sammlung unter sich veranstaltet und sie fiel recht ergiebig aus. Der Obmann winkte die Elisabeth Margott, legte das Geld in ihre Hand und sagte: „Geben Sie der Armen diese Kleinigkeit und sagen Sie ihr, daß ich für ihr ferneres Fortkommen Sorge tragen werde. Sie soll keinen Mangel mehr leiden.“

Veronika schwankte mit dem Peterchen auf dem Arme durch die breiten buntbemalten Gänge. Ueberall standen Leute, die sie beglückwünschten. Draußen vor dem Portale brach die dichtbedrängte Menge in lautes Freudengeschrei aus, als sie in der Thür erschien. Man wollte sie auf die Arme nehmen und durch die Stadt tragen, aber sie bat so flehentlich: „Ach laßt mich doch, laßt mich doch!“ daß man ihr einen Weg bahnte und sie durchpassiren ließ.

Eine halbe Stunde später wanderte sie auf der Landstraße in Begleitung der drei Frauen der Heimath zu. Der Obmann hielt Wort. Veronika litt in der Zukunft keinen Mangel mehr.